Kriegsunterhaltungsbeilage der „Saale-Zeitung“.

Nummer 5. Montag, den 31. Januar 1916. Erscheint jeden Montag.

Das rote Kreuz.

Skizze von Balthasar Prüter.

(Nachdruck verboten.)

Die Einfahrt zum Heizhaus gähnte wie ein großer Rachen, Rauch floß daraus, und hinter diesem Qualm standen ein paar Lokomotiven wie schwarze Backzähne. Und in diesen dampfenden, unheimlichen Rachen schritt jetzt ein Mensch hinein. Wie im Märchen war das, wenn Zwerge im Maul von Riesen spazieren gehen.

Veit Krafft, der alte, in Treuen erprobte Lokomotivführer, war kaum in der Einfahrt des Heizhauses verschwunden, als sein Heizer, der schmächtige, junge Heizer Taffer, über den Zaun stieg, der den Rangierbahnhof der Station gegen die Zufahrtstraße abschloß. Heinz Taffer warf einen Blick nach dem rauchenden Rachen hin, und in diesem Blick war pfiffiges Geheimtun und spöttische Ueberlegenheit und auch ein wenig zitternde Aengstlichkeit. Einen Herzschlag lang zögerte der Junge, dann aber ging er lächelnd und unbefangen pfeifend nach dem Heizhaus. Ach, der alte Bär, der ist ja so dickhäutig, der ahnt ja noch nichts! Und Heinz Taffer biß noch einmal wohlvergnügt in die Wurst, die ihm die schöne Anna Krafft, des Lokomotivführers junge Frau, sorglich in Papier gewickelt auf dem Weg mitgegeben hatte. Aber Heinz Taffer wußte doch nicht Bescheid; er hatte keine Ahnung, daß sich der alte Bär da drinnen in dem rauchigen Rachen des Heizhauses einen Zahn aussuchte, mit dem er den Jungen zerbeißen wollte.

Ein langer Zug rollte vor Heinz Taffer vorüber. Soldaten standen an den Fenstern und Türen und winkten und grüßten und sangen: „In der Heimat, in der Heimat, da gibt's ein Wiedersehen . . . . .“

Und Heinz Taffer mußte plötzlich an den Sanitätszug denken, der vor einer Stunde durch die Station gekommen war. Gerade als er mit der Frau des Veit Krafft einige Abschiedsworte gewechselt und dem wilden Weibe, dem der junge Bursche besser zu gefallen schien als der alternde Gatte, den längst das Mißtrauen erfaßt hatte, süße Worte zuflüsterte, da war der Sanitätszug langsam durchgekommen. Wo mochte der jetzt sein?

Der Junge ging in den rauchigen Trichter des Heizhauses hinein. Auf einer schlanken, in ihrer dampfenden Ungeduld noch gebändigten Maschine stand schon Veit Krafft. Und mit dem sollte der schmächtige Heinz Taffer, dem mit einem Male alle Lust zu pfiffigem Lachen verflogen war, nun hinaus auf die Strecke. Die Lokomotive ging als Leerzug No. 971b nach der nächsten Dispositions-Station. Die Revision der Maschine hatte Veit Krafft bereits besorgt, der Stundenpaß war in Ordnung; ein Verschieber gab das Handsignal zur Ausfahrt aus dem Heizhause. Der Wechsel stand richtig, es konnte losgehen.

„Na, Taffer?“

Der Junge wunderte sich selber, warum zögerte er. Er war doch sonst immer flink wie ein Wiesel auf die Maschine geklettert. Ja, warum zögerte er? Vielleicht, weil in des Lokomotivführers Stimme ein so eigenartiges Zittern mitklang? Hol's der Teufel, Heinz Taffer hatte Angst, regelrechte Angst und wußte sie nicht zu erklären. Gestockte Rauchballen, die noch keinen Abzug gefunden hatten, klebten sich an ihm fest, machten ihm die Kleider schwer, nahmen seinen Augen die Sicherheit. Das leise Zittern der Lokomotive teilte sich seinem Körper mit, und als der Verschieber draußen auf der Signalpfeife schrillte, hielt er sich die Ohren zu; wie vor einem Ruf ins Unglück. Mit geschlossenen Augen stieg er auf die Maschine. Sehr langsam, fast zärtlich behutsam, fuhr Veit Krafft an. Die Lokomotive, die nach einer sausenden Fahrt zu bangen schien, gehorchte dem sanfteren Befehl ihres Herrn; mit kleinen Schritten schlich sie aus dem Quaim und wiegte sich gleichsam in den Hüften. Aber — die konnte loslegen, wenn man sie gewähren ließ! Heinz Taffer lächelte ein verlorenes, ganz geheimes Lächeln. In diesem Augenblick hob Veit Krafft den Hebel. Mit einem wilden Ruck stürzte die Lokomotive über den Ausfahrtswechsel. Der Heizer sah den Führer fragend an. Aber der lächelte nun auch, seltsam und höhnisch, so, als wollte er sagen: „Warte nur, mein Junge, es kommt schon noch besser!“ Und, als hätte er nur ein spaßiges Experiment gemacht, eine kleine Uebung bloß, fuhr Veit Krafft gleich wieder still und vorsichtig über das Gewirr der Wechsel. Ja, die Maschine gehorchte ihm! Die war ihm treu, dachte Heinz Taffer, die schon . . . andere freilich . . . . er konnte den Gedanken nicht zu Ende denken, irgend etwas saß ihm am Halse, würgte ihm gleichsam das Gehirn.

Vom Stationsgebäude herüber fielen die Schläge der Glockensignale in den bunten und unverständlichen Lärm über den Gleisen. Eine — zwei — drei — . . . . eins — zwei — drei . . . . . eins, zwei, drei . . . . Dieses Signal nahmen nun alle Wächterhäuschen auf, trugen die Nachricht kilometerweit, daß der Leerzug Nr. 971b kommt mit dem wunderbaren Veit Krafft und dem ängstlichen Heinz Taffer. Verdammte Schlappheit, dachte der Heizer. Ihm sollte ein Signal unheimlich klingen? Ist ja lächerlich!

Mit einem raschen Griff riß er das Mannloch der Lokomotive auf. Hurra, wie die Funken sprützten! Wie aus einer mit Feuer gefüllten Gießkanne. Ein paar Augen fielen dem Jungen ein. Nun hatte er sich, gottlob, wieder in der Gewalt. Der alte Bär da! Ist ja lächerlich! Los, raus auf die Strecke!

Die Maschine hatte die Ausfahrtswechsel mit leichten Stößen überrannt. Der Kessel glänzte jetzt in der Sonne, tief schwarz, manchmal von einer bronzegoldenen Freudigkeit überhaucht. Wie ein schlanker, in der Sonne badender Leib! Artig und eilig rannte sie auf dem Gleis, und die pendelnden Zylinder spielten ein lustiges Spiel, bald griffen sie aus, bald duckten sie sich. Heinz Taffer freute sich jetzt der Sonne und blinzelte ein wenig schläfrig und ein wenig satt auf die Schienen, die nun so aussahen, als eilten sie der Lokomotive entgegen. Veit Krafft hielt fest und ruhig Umschau am Führerstand. Der Heizer blinzelte nun auch zu ihm hinüber — nein, von dem war nichts zu fürchten! Der wußte nichts, der gute, dumme Bär! Nur, daß er immerzu schwieg, kein Wort reden wollte . . . es war doch sonst nicht seine Art. Ein Wächterhaus tanzte vorüber, schien sich wie betrunken um sich selbst zu drehen. Felder flogen vorbei, rollten sich wie Fächer zu Trapezen auf — — die Maschine eilte gleichmäßig — — flink und gesittet. Freie Ebene . . . ratternd in die Station hinein, hier gab's keinen Aufenthalt . . . Auf dem Nebengleis stand der Zug mit den Soldaten, die Maschine hatte ihn hier überholt. Die beiden auf der Lokomotive sahen wie im Traum die erregten Gesichter der Feldgrauen, hörten ihr Lied: „Ich hatt' einen Kameraden . . .“ Und die weißen Aufschriften auf den Wagen verwischten sich zu einem von der Eile schnell verschluckten Fleck.

Wieder freies Feld. Kein Wort. Dann durch den Wald. Und plötzlich zieht Veit Krafft den Hebel. Die Maschine macht einen Sprung wie ein gepeitschter Mensch, stürzt sich, wie gezüchtigt, unter dem Griff ihres Meisters in den Wald hinein. Heinz Taffer reißt die Augen auf, der irre, wilde Blick des Führers schließt sie ihm wieder zu. Mit der größten Geschwindigkeit jagen sie dahin. Es ist ein Fahren auf Leben und Tod. Es ist Irrsinn! Der Kessel gibt sein Letztes, ein Keuchen, ein Stöhnen zittert aus dem Eisen, der dampfende Leib schwitzte Feuer aus allen Poren. Und nun hebt Veit Krafft schwer wie ein Hammer seine Arme und zwingt den Blick in Heinz Taffers Augen. Ein Wort rollt ungeformt über seine Lippen. Noch hört man es nicht, aber nun steigt es brüllend über das Rasen und bannt den Heizer ganz in die Ecke, wo der Abstieg zu dem dröhnenden Boden der Erde hinunter gleitet.

Veit Krafft brüllt in den Sturm hinein: „Wer ist jetzt der Herr, wer?“ Wie gelähmt stand der Junge da, zerbrochen von dieser Stimme und diesem wahnsinnigen Blick. Er fühlte nur mehr das Jagen der Maschine unter seinen Füßen und beugte sich in sich hinein wie vor einem unaufhaltsamen Gericht. Jetzt schob sich Veit Krafft ganz nahe an ihn heran und legte ihm seinen weißgewordenen Mund an die Ohren und schrie: „Bist ja ganz bleich, mein Junge! Hast wohl nicht ausgeschlafen? Wer nicht ausgeschlafen ist, der darf nicht in den Dienst gehen. Nein, das darf er nicht. Ist kein Spiel, der Eisenbahndienst. Da gehört ein klarer Kopf dazu. So wie der Kopf des alten Krafft ist. Dir brennt ja noch ein Kuß auf den Wangen. Du darfst nicht weiter im Dienst bleiben, mußt aussteigen . . . na, steig doch aus, setz dich in den Wald, denk an deinen Schatz . . . geb', mein Junge, steig aus! . . .“

Wie ein wilder Bär war er nun, als er Heinz Taffer zum Abstieg drängte und mit dem stampfenden Fuß die Falltüre auftrieb. Der blinde Wille zum Leben allein gab dem Heizer die letzte Gewandtheit, nicht die Kraft, sich vor dem Absturz zu bewahren. Um eines Haares Breite ging es, in eine Sekunde drängte sich zehnmal Leben und Tod. Wieder kam dieser gräßliche Mund des Irrsinnigen an Heinz Taffers Ohr und schrie durch das Rasen: „Kannst mir's verraten, Bursch, wie dein Schatz heißt, ich sag's keinem Menschen weiter. Ha — willst nicht? Soll ich dir's vielleicht sagen? Wetten, ich weiß, wie sie heißt. Glaubst mir's nicht? Zittre nicht so? Wenn sie das wüßte, sie würde vor dir davonlaufen. Schnell, durch den Wald, so wie die Maschine unter uns . . . Na, ich sag' ihr's nicht . . . ich sag' ihr's nicht! . . .

Und nun ließ die Katze die Maus wieder ein wenig zu Atem kommen. Veit Krafft ließ einen Augenblick von dem Schwachen los, und der fühlte nun festeren Boden unter sich. Seine fiebernden Augen flogen auf die Strecke hinaus. Jesus! Kilometer 127! Bei Kilometer 128 kommt die gefürchtete Kurve. Schon saust das Langsam-Fahrsignal des Semaphors heran, fünfzig Sekunden . . . vierzig Sekunden . . . Heinz Taffer macht eine hilflose Gebärde nach dem Hebel . . . aber dort steht Veit Krafft und lächelt irr . . . zwanzig Sekunden . . . nun kommt der Tod . . . zerstampft und zerrissen werden sie unter der Böschung liegen . . . Ein schwindelndes Drehen! Die Lokomotive ist über der Kurve. Die Riesenräder haben die Gleitung nicht verloren. Gottlob . . . das Einfahrtssignal zur Station. Hier muß Veit Krafft halten. Aber er rührt nicht die Hand. Die Maschine stürmt über die knirschenden Wechsel, fällt wie ein Schuß an dem Stationsgebäude vorbei, vorbei an aufgeregt winkenden Menschen . . . und wieder hinaus ins freie Feld! Veit Kraffts eiserne Hand zwingt den Jungen jetzt ins Knie. Der fühlt nur seine Schwäche und fühlt in einer plötzlichen Dankbarkeit: Gott sei Dank, das Gleis war frei, wäre ein Zug, auch nur ein Wagen darauf gestanden, — — — zermalmt — zermalmt!

Ein Signal fliegt neben der jagenden Maschine her . . .: „Alle Züge aufhalten!“ Menschen winken, Tollkühne springen in die Bahn und schwingen rote Fahnen, und Heinz Taffer schreit ungehört, hilflos wie ein Kind.

Veit Krafft stößt die Tür zum Feuerkessel auf und zwingt den Gequälten ganz nahe an die Glut heran. „Wärm' dich, du Frostbeutel! Oder willst dich gar noch vor mir zieren? Du wirst doch nicht? Hast doch sonst nicht viel Respekt vor dem alten Krafft! Komm nur, komm!“ . . .

Heinz Taffer spürt, wie sein Haar sengt, er atmet die Glut, die ihn fast erstickt, den Kohlendampf, die trockene tötende Hitze. Veit Krafft hält ihn einen Schritt weit weg von dem Feuer. Er kann nicht verbrennen, nur ausglühen, langsam ausglühen. Indem er die Besinnung verliert, hat er noch den Gedanken: wenn man in der nächsten Station die Maschine auf ein leeres Gleis dirigiert, auf das man tüchtig Stroh geschüttet hat, dann entgleist sie, aber die Wucht ist gemildert . . . dann geht's vielleicht mit dem Leben ab . . . so steht's in der Instruktion für entlaufene Wagen . . . das denkt Heinz Taffer noch . . . und gar nicht an die ferne, wilde Geliebte mehr . . . Dann erlischt alles Denken in ihm.

Plötzlich ist irgend etwas Schweres von ihm genommen. Der glühende Atem in seinem Hirn ist nicht mehr, er steht aufrecht und sieht wieder, wie die Maschine jagt. Keine zwei Kilometer voraus die Station.

Und dort: großer Gott . . . ein Zug auf demselben Gleis. Rote Kreuze leuchten feierlich und wie beschwörend! Da weint Heinz Taffer aus der Tiefe seiner gequälten Seele. Das rote Kreuz! Der Sanitätszug von heute morgen! Ein tiefes Erbarmen ist in ihm. Müde, wunde Soldaten, die dem Leben wiedergegeben werden sollen, fällt in der Heimat der Tod an. Beschwörend leuchtet das rote Kreuz immer näher. Nun stiert auch Veit Krafft nach dem roten Kreuz. Und wie Heinz Taffer, in dem nun Stärke und Wille ist, nach dem Hebel langt, winkt der Führer müde ab und reißt selbst den Hebel herum. Konterdampf. Ein Stoß, die Maschine rollt noch . . . dann steht sie still. Noch ist ein krampfhaftes Zucken in ihrem dampfenden Leib. Aber ihr Jagen ist gebändigt. Veit Krafft nimmt die Mütze ab, sein Gesicht ist grau wie Granit. Der Wahnsinn in den Augen ist plötzlich erloschen. Eine kleine Träne gräbt einen sanften Bach in die verwitterte Wange. Er beugt wie in Demut und in Dankbarkeit ein Knie vor dem nahen feierlichen Friedenszeichen, und er grüßt in Ehrfurcht das große Sinnbild, das über seinem eigenen kleinen Leiden steht: das rote Kreuz!

Der Oesterreicher.

Von J. v. B.

(Nachdruck verboten.)

„Wer Schneeglöcklein graben will — Und hat das Glück dabei — Der gräbt wohl einen Bären aus — Und gräbt auch ihrer zwei.“

Meister Schellser konnte das Unverhoffte nicht trefflicher schildern. In jenen rauhen Zeiten der Ekkehard und der Hunnenkriege gehörte es wahrscheinlich zu den alltäglichen Ueberraschungen, auf Bären im Schnee zu stoßen, wenn man nach Schneeglöcklein suchte. Heute sind wir bescheidener geworden, und mein Erstaunen war sicher nicht geringer als das des jungen Mönches, als wir mitten im wilden Rußland, in einem tiefen Walde, statt eines mich kaum überrascht habenden Bären eine Frau begegnete, die mich deutsch ansprach, nicht etwa mit den Gurgellauten der eingeborenen Juden, sondern mit jenem guten, anständigen Deutsch, das man zwischen der Donau und dem Böhmer Wald redet. Natürlich war ich schnell vom Pferd herunter und schüttelte ihr die Hand; denn es ist ein wahres Glücksgefühl, einmal wieder die Heimatlaute aus Frauenmund zu hören, und dafür mußte ich ihr danken.

Sie lebte da mit ihrem Manne und ihrem halbwüchsigen Sohne im wahren Sinne des Wortes hinterm Berge. Oesterreichische Kolonisten, hierher verschlagen, Gott weiß wie, vor langen Jahren einmal, die ihren Acker bestellten und ihre Kühe molken und so langsam zu Russen wurden — geworden wären, hätte es nicht den Krieg gegeben. So sehr waren sie schon in die Landessitten eingewöhnt, daß sie bleiben durften, wo sie seit Jahren saßen, ein Trinkgeld an den zuständigen Beamten und kein Mensch dachte daran, den Oesterreicher mit dem slavischen Namen fortzujagen, der aussah wie ein richtiger Panje und Sprache und Sitten wie ein Einheimischer beherrschte.

Außerdem, hierher würde ja der Krieg nicht kommen! Väterchens Heere sind viel zu mächtig und stark!

Aber der Zar denkt, und Hindenburg lenkt. Auf einmal waren wir doch da und ritten durchs Land, auch zu dem Oesterreicher und gruben ihn aus seiner Höhle, und auf ein-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-19160131026/fragment/page=0001

mal war er nicht mehr der unbekannte Bauer da hinter dem Berge, ganz abseits aller großen Straßen, sondern der Oesterreicher, der einzige ortskundige, verbündete Mensch auf hundert Meilen im Umkreis, eine wichtige, nützliche und gesuchte Persönlichkeit bei allen deutschen Soldaten, die in jenem Strich zu tun hatten.

Drum sei ihm ein Kapitel in der Geschichte dieser Tage gewidmet. Der Eingangsvergleich mit dem Bären ist gar nicht so weit hergeholt. Denn, wenn der Oesterreicher — seinen Namen wissen wohl die wenigsten, die ihn besuchten; er tut auch nichts zur Sache — durchaus nicht bärenhaft ist und im Gegenteil nichts weniger als ungeleckt wirkt in der Umgebung, vor allem von polnisch-litauischen Schafpelzen, so lebt er doch wenigstes in einer regelrechten Höhle. In einen Berg hinein hat er sich einen Wohnraum gewühlt, einen regelrechten Unterstand, der uns anheimelt, als kämen wir in den Schützengraben. Dort wohnt er, und dort kocht seine tüchtige Frau dem durchziehenden deutschen Krieger allerhand gutes, raffiniert gutes Essen nach österreichisch bewährten Rezepten.

Eine richtige Bärenhöhle, die aber nicht erst durch den Krieg entstand, sondern schon zwei Jahre alt ist, seitdem das Wohnhaus abbrannte, und jetzt, wo der Schnee alles eindeckt, kann man drüber wegreiten und ahnt sie nicht, es sei denn, daß gerade der Rauch vom Herde aufsteigt.

Sitzt man aber unten drin, dann ist es warm und gemütlich, und bei einer Pfeife Taback, mit dem man sein Herz ganz gewinnen kann, erzählt der Oesterreicher.

Er erzählte prachtvoll, in seinem ungestalt plastischen Teplitzer Deutsch, das sich so gemütlich anhört und das sich nicht schreiben läßt, was doch nötig wäre, um den ganzen Reiz seiner Unterhaltung abzuspiegeln.

In Petersburg ist er gewesen. Acht Jahre. Damals war er noch Bäcker, und da hat er so wunderbare Kuchen gebacken, daß ihn sogar ein Großfürst darum belohnt hat. Nachher ist er krank geworden, die Gicht hat er bekommen, und darum ist er aufs Land gezogen. Aber geheilt hat er sich selbst. Denn er kann alle Leiden heilen. Mit Zitronen und Quark. Neunhundert Zitronen hat er geschluckt, dann ist die Gicht weggewesen. Mit Zitronen hat er auch einmal eines Generals Tochter von der „Düsterü" kuriert, als sie die Aerzte schon haben schneiden wollen. Und der General hat ihm fünfzig Rubel geschenkt, und der berühmte Professor hat gesagt, wenn er's nicht selbst gesehen, würd' er glauben, es sei ein Wunder geschehen.

Die Lungenentzündung aber heilt er mit einem Quarkumschlag um die Brust in fünf Tagen und jeden bösen Finger ebenso in einem Tage nur. Sogar die Lungenschwindsucht kann er heilen, mit Quark und Terpentin, aber das ist zu umständlich hier zu erzählen, und so recht glaube ich's ihm auch nicht.

Nachher ist er Landwirt geworden. Pächter. Aber der Besitzer hat das Haus selber angesteckt, wo er wohnte, ehe er in die Höhle hinabstieg.

Wie nun der Krieg gekommen ist, hat er dem Kreisbeamten fünfundzwanzig Rubel gegeben, darum hat er bleiben dürfen, drei Monate lang sollte er sich möglichst nicht in der Stadt zeigen. Auch seinen Wagen durfte er behalten. Aber er mußte ihn verstecken, auseinandernehmen und alle Teile einzeln in den Wald tragen.

Nachher sind die Kosaken durchgekommen. Eines Tages sieht er eine ganze Herde Rösser über seine Wiese laufen, und niemand ist draufgesessen. Auf einmal tut's einen Zucker, und alle seien oben gewesen. Dann seien sie durch den Sumpf geritten. Er hätte gesagt, da geht's nicht durch. Aber sie haben gelacht und sind durchgetrabt, und die Pferde haben gewußt, wie sie treten müßten, ganz schnell, ganz leicht hintrippeln, dann kommen sie durch.

Am Abend ist einer angekommen, ein deutscher Hulaner, ganz voll Blut, auf dem Pferd hat der dicke Schaum gestanden, und als er ihm gleich deutsch geantwortet, da ist der Hulaner vom Pferd und hat ihn umarmt. Dann hat er erzählt: Sie seien sieben Mann gewesen auf Patrouille. In einem Bauernhause hätten sie gesessen und die Pferde im Garten angebunden. Da seien die Bauern hin und hätten es den Kosaken verraten. Die haben durchs Fenster geschossen und sie hinaus. Dreißig Mann haben sie erschossen und vier von ihnen seien auch gefallen. Dann haben sie sich fortgemacht und seien losgeritten, jeder für sich; dreißig Kilometer ist er galoppiert, und wo die anderen seien, wisse er nicht. Ein Glas Milch hat er getrunken und gegen das Fenster gesessen und den Karabiner hat er nicht vom Schoß gelassen.

Den nächsten Tag sind die deutschen Kanonen schon dagewesen und haben immer in den Wald hineingeschossen, aber die Russen waren schon alle fort.

Da ist ein Bauer in der Nähe, der heißt Urban. Drei Brüder sind es, alle drei schwer reich und leben miteinander in Feindschaft. Zwanzigtausend Rubel haben sie schon verprozessiert gegeneinander. Das Geld aber stammt vom Großvater. Der hat im Jahre 1813 mal zwei Franzosen fahren müssen, die die Kriegskasse mit hatten. Da hat er sie totgeschlagen und einen Teil des Geldes vergraben. Das andere hat er abgeliefert, und der Zar hat ihn noch belobt und beschenkt.

Später hat er das Geld wieder ausgegraben, ganz allmählich, und sich freigekauft und ein Bauerngut erworben, und seine Söhne und Enkel wurden mit dem Gelde reiche und angesehene Leute im Lande.

Des Oesterreichers Stall ist voll von Pferden und Kühen. Aber sie gehören ihm nicht. Die Bauern bringen sie ihm hin zum Aufsehen, denn weil er Deutsch kann und ein Oesterreicher ist, requirieren die Soldaten nichts bei ihm. Drum fährt er auch allein umher, und wenn ihn die deutschen Soldaten mit Panje anreden, wird er grob: „Ich bin kein Panje, ich bin ein österreichischer Untertan und euer Verbündeter!" Da lachen sie, und keiner nimmt ihm sein Pferd fort.

Ein Russe wohnt bei ihm, ein Kerl wie eine Fahnenstange so lang und stark wie ein Ochs, der ist sein Knecht, aber vor den deutschen Soldaten fürchtet er sich wie ein kleines Kind. Einen Schimmelhengst hat er, der ist das Schönste, was sich denken läßt, mit einer Mähne, die fast auf die Füße herabhängt und funkelnden Augen, wie das Pferd der Königin Isabella von Velasquez im Prado. Aber er ist erst zwei Jahre, und noch kann man ihn nicht gebrauchen.

Einmal, da ist der Oesterreicher vom Dachboden herabgestiegen, und wie er sich umschaut, hat ein Wolf dagestanden. Er hat sich aber gar nicht gefürchtet, und der Wolf ist fortgelaufen.

Wie er noch in Petersburg war, ja, da war's schön. Da sind die Straßen mit Holz gepflastert, und im Winter legen sie die Schienen übers Eis, und dann fährt die Straßenbahn hinüber. Wenn die reichen Herren mit ihrer Troika fahren, das ist gerad wie in der Bibel mit dem feurigen Wagen, so geschwind geht das.

Ein anderer Bauer ist in der Gegend, der hat einen schönen, starken Hengst. Den hat er vor den deutschen Soldaten versteckt und hat ihn in die Erde vergraben, in einen Tunnel, und oben drauf hat er einen Baum gepflanzt, und nur ein kleines Loch ist in der Erde, da kriecht er hinein, und bringt ihm sein Futter. Jetzt aber, wo der erste Schnee da ist, kann er ihn nicht mehr verstecken, und darum will er ihn freiwillig geben gegen einen richtigen Gutschein. Das hat er dem Oesterreicher gesagt, und der sagt es mir, weil wir gute Freunde sind und ich bekomme den Hengst für mein Regiment, einen Prachtkerl. Als wir ihn fortholten, haben alle Kinder ihn noch einmal geküßt, aber er hat um sich geschlagen und gebissen. Mein Bursche aber, der ein aller Kutscher von Haus her ist, liebt ihn wie seinen eigenen Sohn und bestiehlt alle anderen Pferde für ihn um den Hafer.

Seinen Jungen hat der Oesterreicher verborgt, einem Kavallerieregiment, mit dem reitet er als Dolmetscher, und sie haben ihm eine Soldatenmütze aufgesetzt, die ihm viel zu groß ist. Ueberall reitet er mit herum und redet mit den Bauern und schafft für das Regiment, was er braucht: Vieh, Federvolk, Fische. Neulich haben sie ihn sogar einmal beschossen, Kosaken, die hinter unsere Front gekommen waren.

Wenn er erst groß ist, will er österreichischer Offizier werden, und daß er noch vor sechs Wochen in die Schule ging, das will ihm gar nicht in den Kopf.

Der Alte ist mächtig stolz auf den Jungen, aber ganz so viel Mut wie der hat er nicht. Denn sein Koffer ist gepackt, und einen Wagen hat er bereitstehen. Denn jedesmal, wenn die Kanonen von Dünaburg herüberkrachen, denkt er, daß die Russen wiederkämen, und will anspannen. Denn dann muß er ausreißen, das weiß er. Sie hängen ihn sonst auf.

Man könnte es ihnen nicht einmal übel nehmen. Aber er kann sich beruhigen. Wir lassen sie nicht wieder in dies Land, und dann wird er sich ein eigenes Haus bauen können, wo jetzt die Bärenhöhle ist, und es wird eine richtige Villa werden. Oben auf dem Berge. Wir werden ihn schon helfen, denn solche Kerle können wir brauchen, die das Land kennen und die Sprache und das Vertrauen der Bevölkerung haben. Er ist ein Schrittmacher unserer Kultur, der Oesterreicher, ein ganzer Kerl mit allen seinen Schrullen und Stückchen; ich wollte, es gäbe noch viele solche hier, wie ihn.

Und eines Tages wird Friede sein . . .

Von **Hans Natonek.**

(Nachdruck verboten.)

Wie sehr uns auch der Krieg gehärtet hat: wer ist so hart unter uns, daß er den leisen Traum des Friedens mit stolzer, klirrender Gebärde von sich weisen würde? O, sie sind so schüchtern, diese Träume, und kommen nur, wenn es ganz still um uns wird. Sie schleichen mit der Dämmerung in stille Stuben, sie umspielen uns mit dem abendlichen Wind, wenn draußen über Felder und Bäume der Tag vergeht, sie schmuggeln sich mit den Träumen der Nacht in unser Herz und machen es für kurze Stunden leicht und lächeln.

Ihr alle, die ihr am Tage so rauh seid; so ganz gehärtet in Feindschaft und Tatwillen, so ganz gestraffter Muskel, — gesteht es nur: streicht über eure Spannung nicht manchmal die leise lösende Hand sehnsüchtigen Traumes? Ist es euch manchmal nicht, als wäret ihr, wie in unendlich fernen Tagen, Kind und fieberkrank, und als legte sich die kühle Hand der Mutter auf eure heiße Stirn? O, leugnet nicht! Sträubt euch nicht, weich zu sein, wenn eine milde Abendstunde zu euch kommt. Morgen ist wieder Tag und Kampf, morgen werdet ihr wieder hart sein; und es werden noch viele Tage kommen, aber einer, einer ist unter ihnen, der schwimmt wie ein heimgefundenes Schiff an die Küste der Zeit und strahlt über von der süßen Sendung: Friede. O, träumt von ihm, scheucht den Traum nicht rauh von euch! Es ist die schönste Eigenschaft der Härte, daß sie milder Gelöstheit so nachbarlich verwandt ist.

* * *

Auch der Friede darf uns nicht unvorbereitet treffen. — Die Notwendigkeit, eines Tages mit den Völkern, von denen uns jetzt Abgründe trennen, wieder in normal-menschliche Beziehung zu treten, darf unser Gefühl nicht wie eine Fremdheit überraschen. Zorn wird verrauchen, die Feindschaft ist ritterlich (in der furchtbaren Ritterlichkeit unserer Tage) ausgetragen und der Haß wird unter dem entwölkten Himmel keine Stätte mehr haben.

Den seltsamen Vorgang mit all seinen Hemmnissen, wie Langentzweite zögernd einander die Hände reichen, werden wir erleben. Und ein großes kindliches Staunen wird durch die Völker gehen und eine heimliche Freude darüber, aus der Isolierung herauszutreten, wieder Umgang, Austausch und nachbarliche Beziehungen zu haben.

Es wird wie im Märchen sein: Verschollen-schlummerndes Leben wacht auf und nimmt augenblicks mit selbstverständlicher Naivität sein Tun und Treiben auf, genau dort, wo es, so märchenhaft jäh, abbrach. Es ist eine seltsame Naivität, sozusagen eine raffinierte Naivität, die harmlos und unwissend tut, und die einander den früheren Verkehr vorerst vorspielen muß, bevor er wieder Wirklichkeit und Gewohnheit werden kann. Man kann sich die große Völkerannäherung, die kommen wird, sehr wohl auf das verjüngte Maß des Einzellebens vermenschlicht denken. Es wird ein Zögern in den Händen sein, die sich zur Versöhnung ausstrecken. Es wird in diesem Augenblick viel zu vergessen und manches zu überwinden geben, aber man wird darüber hinwegkommen mit der verbindenden Höflichkeit, die in der Gesellschaft herrscht, und mit der praktischen Ueberzeugung, daß die Nationen, wie sie nun einmal nachbarlich auf dieser Erde leben, notwendig aufeinander angewiesen sind. Und je menschlicher es in diesen bedeutenden Augenblicken des Völkerlebens hergehen wird, um so besser.

* * *

Und eines Tages werden sie wieder bei uns sein, die durch unermeßlich harte Zeiten draußen für unsere Sicherheit und für das Wachstum unserer Zukunft standen. Unsere Größe wird die Demut sein, mit der wir die Heimkehrenden in den gehüteten Frieden des deutschen Landes geleiten: Seht, das ist alles, was wir getan haben: wir haben in täglicher Arbeit den Heimatboden bestellt, damit ihr alles wohlgeordnet findet, wenn ihr wiederkommt; damit ihr mit uns zufrieden sein könnt; damit ihr genießt, was ihr mit eurem Leben vor dem Untergange bewahrt habet.

Das alles wollen wir ihnen sagen, indem wir schweigen . . . und der hellen, frohen, lebenstrunkenen Augen wollen wir uns freuen, die das Entsetzlichste geschaut haben, um nun das Herrlichste zu genießen: den wonnigen, reichen Frieden der deutschen Heimat, den ihre Arme erstritten haben.

Für diesen Augenblick haben wir gelebt durch all die schweren Tage. Oft war es wie Verzweiflung in uns: wie werden wir euch danken? Und hätte nicht wie ein lächelndes Glück der heiße, pochende Wunsch unser Dasein erfüllt, euch die Heimat genau so schön, ja noch viel schöner wiederzugeben, als sie war, da ihr hinauszogt, wir wären fast mutlos geworden.

Jeder Augenblick unseres Daheimseins ist der Bewußtheit voll: Und eines Tages wird Friede sein. Ihr draußen im Getümmel dürft das vergessen; wir nie. Wir bereiten euch die Heimat vor, so schön wir können; und ihr werdet wie die Kinder sein, denen man die lichtstrahlende Weihnachtsstube öffnet; so werdet ihr jubelnd in die friedenleuchtende Heimat hineinstürmen. Und es soll euch sein, als wäre das Himmelreich auf Erden.

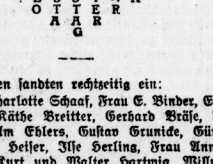
Preis-Rätsel.

Bilderrätsel.

Vexierbild.

Wo ist die Wacht an der Kokosinsel?

Auflösung des Preisrätsels aus Nr. 4:



Richtige Lösungen sandten rechtzeitig ein:

Aus Halle: Charlotte Schaaf, Frau E. Binder, Elfriede und Siegfried Benner, Käthe Breitter, Gerhard Bräse, Fritz Bose, W. Dietrich, Wilhelm Ehlers, Gustav Grunicke, Günter Giese, Wilh. Geier, Franz Heiser, Ilse Herling, Frau Anna Hulisch, Willy Hoppensack, Kurt und Walter Hartwig, Willy Hennicke, M. Jahn, M. Jentsch, Paul Kruse, Gertrud Kretzmann, Fritz und Kurt Linke, Elisabeth und Gertrud Leppin, Margarete Mücke, Gerd. Mackenroth, K. Müller, Paul Müller, L. Meusel, Hedwig Müller, Bruno Neumann, Margarete Nebe, Anna Pflugk, Fritz Rücker, Else Röhr, Richard Schmidt, Wilhelm Sommer, Emmy Semmler, Elisabeth Schucht, Margarete Tietsch, Käthe Viewes, Kurt Weber, Edmund Zuchold, Margarete Ulrich, Hilde und Herta Ackmann, Martha Busse, Walter und Elsbeth Sorgats, Charlotte Besser.

Auswärtige: Frau E. Winter-Neukölln, Frau Friede Paarsch-Löbejün, Albert Kopsch-Koburg, Hans John-Naumburg, Ilse und Felix Benner-Egeln, Ernst Göhre-Listerfehrda, Utta Wunnicke, z. Zt. Feld-Lazarett 65, Hans Wagner-Zenapriesnitz, Albert Rausch-Teuchern, R. Tepohl-Stahsfurt.

Preise erhielten: Charlotte Schaaf hier, und zwar:

„Lichtenstein" von Wilhelm Hauff,

und Frau E. Winter-Neukölln, und zwar:

„Die Marquise von Pompadour" von Mabel Wagnalls.

Rätsellösungen müssen, wenn sie Gültigkeit haben sollen, bis spätestens Donnerstags mittag in unserer Hauptgeschäftsstelle abgegeben sein, die Aufschrift „Rätsellösung" tragen und mit genauer Adresse versehen sein; auch empfiehlt es sich, das Alter des Einsenders anzugeben, damit wir bei der Auswahl der Preise die richtige Wahl treffen können.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-19160131026/fragment/page=0002